Der Tollhäußler

Uebersetzt von Anna Kellner.

3. Fortsetzung.

Dort drückte er ihr leise die Hand, streichelte sich seinen langen Schnurrbart und sagte nachdenklich: „Es gibt drei Wege, sich ein Frauenherz geneigt zu machen, aber ich bin außer Uebung. Möchten Sie die große Freundlichkeit haben, mir eine Methode vorzuschlagen, mein Fräulein?"

Seine Worte waren so unerwartet, daß Lady Alicia vor lauter Bestürzung kein Wort hervorbringen konnte.

Der junge Mann wartete ein wenig auf eine Antwort, als aber keine kam, fuhr er in demselben Tone fort: „Ich merke, daß ich mit dem Anfang zufrieden sein kann: ich habe Ihre Aufmerksamkeit erregt, ich habe mir Ihre Sympathie erworben, und ich habe Ihre Hand gedrückt. Was ich aber jetzt zu tun habe, daran kann ich mich beim besten Willen nicht erinnern."

„Ich, ich weiß wirklich nicht, Mr.....", stammelte die arme Lady Alicia.

„Mr. Hamilton", ergänzte Beveridge, ohne zu erröten; „der Name gehört mir ebenso wie alles andere in dieser Welt, in der meine Gläubiger mein Geld und Dr. Congleton meine Person mit Beschlag belegen."

„Sie meinen, daß Sie Ihrer Freiheit beraubt und arm sind?" fragte Lady Alicia, die endlich klar zu sehen schien.

„Arm und meiner Freiheit beraubt, müßte es eigentlich heißen", antwortete Beveridge, „denn wenn ich die Mittel hätte, mir einen Luftballon zu kaufen, so würde ich auch frei sein. Um aber", fuhr er fort, „wieder auf den Gegenstand zurückzukommen, von dem wir abgewichen sind: was erwarten Sie jetzt von mir? Soll ich meinen Arm um Ihre Taille legen oder Ihnen meinen Kummer anvertrauen oder Sie verlassen?"

„Sind — sind das die drei Wege, die Sie vorhin erwähnten, um sich ein Frauenherz geneigt zu machen?" fragte Lady Alicia, obgleich sie im stillen wünschte, daß das Sofa, auf dem sie saßen, etwas breiter wäre.

Jawohl, es sind Beispiele der drei klassischen Methoden: liebkosen, zum besten haben, kränken. Welche ziehen Sie vor?"

„Erzählen Sie mir Ihren Kummer", antwortete sie, wieder ein wenig Mut fassend.

„Sie gehören zu dem Geschlecht, das die Dinge nicht beim rechten Namen nennt", sagt er; „was Sie meinen, ist also, daß ich Sie zum besten haben soll?"

Er machte ein langes Gesicht, seufzte zweimal tief auf, blickte zärtlich in die blauen Augen des jungen Mädchens und begann, indem er in seinen Erinnerungen zu suchen schien, mit sanfter Stimme zu erzählen: „Meine Kindheit war trübe und unglücklich, kein gütiges Wort, keine Liebkosung. Mein herzloser Stiefvater prügelte mich, meine böse Stiefmutter mochte mich wegen meiner physischen Gebrechen nicht leiden und kümmerte sich nicht um mich, höchstens beschimpfte sie mich."

„Aber wie ist das möglich?" wendete Lady Alicia mit einer Kühnheit ein, die sie selbst in Erstaunen setzte und ihre Bekannten nicht wenig überrascht hätte. „Stiefvater und Stiefmutter? Und dann — physische Gebrechen. Was meinen Sie damit?"

„Bis zu meinem vierzehnten Jahre", erklärte er, „konnte ich nur seitwärts gehen, und mein Haar teilte sich immer von selbst in der Mitte."

Er sprach in so ernstem Tone, daß sie nur leise sagte: „Jawohl".

„Mit den Jahren", fuhr Beveridge fort, „ging es mir besser. Da man beschlossen hatte, mich studieren zu lassen, schickte man mich mit einem kleinen Scheck, einer Kassette mit Silberbesteck und einem Vierteldutzend Bademänteln auf die Universität Oxford. Ich glaube wenigstens, daß dies der Name des Instituts war, das mir mein Geld abnahm und mir dafür meine Lebensweise vorschrieb. Wenn ich aufrichtig sein soll, so hat mein Gedächtnis seither etwas gelitten. In Oxford also lernte ich Weisheit, indem ich Torheiten beging — die ergötzlichste und wirksamste Methode. Mein Hofmeister pflegte mir zu sagen, daß ich eine gewisse Originalität besäße. Ich entschuldigte mich darob und meldete mich zu einer Prüfung. Ich glaube, daß ich sie bestand; ich erinnere mich wenigstens, daß ich ein Diner gab, um irgend etwas zu feiern. Daraufhin sah sich die Universität bewogen, mir auf meine Kosten einen akademischen Grad zuzuerkennen. Aber dafür wurde ich gleich nachher entschädigt: infolge des Todes meines Onkels kam ich in den Besitz meiner Güter. Da ich Universitätsbildung genossen hatte und infolgedessen ein wohlgeordnetes Empfindungsvermögen besaß, so gebärdete ich mich natürlich beim Tode dieses würdigen Verwandten untröstlich, der dem armen, verwaisten Knaben soviel Interesse bewiesen hatte."

Er seufzte von neuem, und Lady Alicia fragte ihn: „Aber Sie hatten doch Stiefeltern?"

„Niemals!" rief er aus.

„Niemals?" widerholte sie betroffen.

„Jedenfalls, nicht oft", antwortete er, „und öfter niemals. Wenn Sie mir vorher gesagt hätten, daß Sie meine Geschichte zu hören wünschten, so würde ich meinen Stammbaum etwas präsentabler gemacht haben. Wenn Sie mir aber weiterhin sagen wollen, welche von meinen Verwandten Sie nicht mögen und welchen Sie vorgestellt zu werden wünschten, so werde ich es schon so einzurichten suchen, daß Ihnen die Erzählung gefällt."

„Ich möchte nur die Wahrheit hören, Mr. Hamilton."

„Fortescue", korrigierte er; „ich ziehe es nämlich vor, nicht zweimal hintereinander bei dem gleichen Namen genannt zu werden."

Dabei lächelte er so gewinnend, daß Lady Alicia, obwohl sie erstaunt, ja, ein wenig verletzt war, doch nichts anders konnte, als ebenfalls zu lächeln.

„Erzählen Sie weiter", sagte sie.

„Der zweite Teil ist nicht wahrer als der erste, aber genau so ergötzlich. Wenn Sie also wünschen, so werde ich mich bemühen, mir die schmerzlichen Ereignisse in Erinnerung zu rufen, die mich nach Clankwood brachten", sagte er ernsthaft.

Lady Alicia rückte sich in ihrer Sofaecke zurecht und bereitete sich vor, bewegt auszusehen. In diesem Augenblick erschien die stattliche Gestalt des Dr. Congleton, die noch stattlichere Gräfin Grillyer am Arm führend.

„Meine Mutter!" rief Lady Alicia aus und sprang auf.

„Ah", sagte Beveridge, „welch eine schöne Frau!"

Lady Alicia errötete, und die Gräfin, die mittlerweile näher gekommen war, sah sie scharf an.

„Wo steckst du denn, Alicia?"

„Es war so heiß im Saal, Mama, und da. . ."

„Ihre reizende Tochter, gnädige Frau", unterbrach sie Beveridge, der sich erhoben hatte, mit einer tiefen Verbeugung, „hat den Wunsch gehabt, einen Wahnsinnigen in der Nähe zu studieren — ich bin wahnsinnig und habe in der zuvorkommendsten Weise gefaselt."

Nach diesen Worten fuhr er sich mit der Hand durch das Haar, so daß es ihm über die Augen fiel, blies die Backen auf, stieß einen gellenden Schrei aus, sprang, so hoch er konnte, in die Luft und kam plötzlich auf den Boden zu sitzen.

„Dies ist, wie Ihnen unser Freund Dr. Congleton bestätigen wird, ein ganz gewöhnliches Symptom", fuhr er fort, indem er lächelnd sein Haar wieder glatt strich.

Sowohl Dr. Congleton als die Gräfin waren zu sehr erstaunt, um eine Bemerkung zu machen. Beveridge wendete sich also wieder zu Lady Alicia, reichte ihr den Arm und sagte: „Gestatten Sie mir, Sie wieder zu den andern Narren zurückzuführen."

„Ist er nun wirklich ungefährlich", flüsterte die Gräfin.

„Ich. . .ich glaube ja", antwortete Dr. Congleton verwirrt; „aber ich werde ihn von nun an etwas sorgfältiger beobachten lassen."

Als sie wieder den Ballsaal betraten, fragte Beveridge Lady Alicia leise: „Wollen Sie mich armen Wahnsinnigen wiedersehen?"

Und Lady Alicia drückte leise seinen Arm.

III.

Am folgenden Morgen ließ Dr. Congleton Dr. Escott auf sein Zimmer rufen.

„Escott" sagte er zu ihm, „wir werden Mr. Beveridge etwas schärfer im Auge behalten müssen."

„Meinen Sie, Herr Doktor?" erwiderte Escott. „Ich halte ihn für völlig harmlos."

„Er muß trotzdem bewacht werden. Lady Grillyer war gestern über sein Benehmen sehr bestürzt, und ich bin ihr, da sie mir schon mehrere Verwandte anvertraut hat, die größte Rücksicht schuldig. Wenn er also nicht unter Ihrer Aufsicht steht, müssen Sie dafür sorgen, daß Moggridge ihn nicht aus den Augen verliert."

Moggridge, ein starker Wärter, der sich besonders bei widerspenstigen Patienten schon bewährt hatte, erhielt also den Befehl, Mr. Beveridge auf unauffällige Art zu bewachen.

Nach dem Lunch spielte Beveridge eine Partie Billard mit Dr. Escott, in der er Sieger blieb, dann lieh er sich eine Zigarre von ihm aus und schlenderte damit in den Park. Es war ein sonniger Wintertag. Beveridge schlug einen Pfad ein, der zu einem geschützten Weg längs der Umfriedungsmauer führte. Zuweilen hielt er inne, horchte und blickte auf seine Uhr. Während er so auf und ab ging, spielte ein vergnügtes Lächeln um seine Lippen.

Plötzlich vernahm er ein Geräusch außerhalb der Mauer; er begann leise zu pfeifen, das Geräusch verstummte, und einen Augenblick später fiel etwas zu seinen Füßen nieder. Er hob es rasch auf: es war ein kleiner Blumenstrauß, an dem ein Billett befestigt war.

„Eine großartige Idee", dachte er, während er das Billett öffnete und zu lesen begann.

„Mein Freund", lautete dieses, „wenn ich Sie so nennen darf; ich kenne Sie doch erst so kurze Zeit! Ich sende Ihnen die Blumen als Zeichen meines Mitgefühls."

In demselben Moment flüsterte eine Stimme in ziemlich lautem Ton von jenseits der Mauer: „Haben Sie's?"

Beveridge stieß einen tiefen Seufzer aus und antwortete in der gleichen Weise: „Ich danke Ihnen millionenmal, meine Holde, gütige Freundin; ich lese soeben Ihre Zeilen, ich berausche mich daran, ich. . ."

Er drückte drei schallende Küsse auf seine Hand, stieß wieder einen Seufzer aus und las weiter:

„Ich wollte, ich könnte Ihnen helfen, aber ich fürchte, das ist nicht möglich, die Welt ist so streng, nicht wahr? Sie müssen also mit meiner Sympathie zufrieden sein. Hoffentlich halten Sie mich nicht für zu dreist! Da ich zuweilen nach Clankwood komme, können wir uns vielleicht wiedersehen. Au revoir. Ihre Freundin, die es gut mit Ihnen meint.

A. à F."

Er faltete das Billett zusammen und steckte es in seine Westentasche, dann rief er mit bebender, eindringlicher Stimme aus: „Vielleicht! Nur vielleicht, Alicia?" Und etwas leiser fügte er hinzu: „Sind Sie noch da, Lady Alicia?"

Eine furchtsame Stimme antwortete: „Jawohl Mr. Fortescue, aber jetzt muß ich wirklich schon gehen."

„Wie? Sie wollen mich schon verlassen?"

„Ich bin schon viel zu lange geblieben", erwiderte Lady Alicia.

„Lady Alicia kann nirgends zu lange bleiben", versicherte Beveridge.

„Aber wie kann ich Ihnen helfen?"

„Sie helfen mir schon, indem Sie auf der Welt sind."

Eine kleine Pause trat ein, dann flüsterte die Stimme: „Ich verstehe nicht ganz, was Sie meinen."

„Meine Alicia versteht mich nicht!" rief Beveridge für sich aus, aber so, daß sie es hörte. Dann fuhr er fort: „Ich bin verlassen, arm, eingekerkert. Ach, Lady Alicia, Sie haben ganz recht, ich darf Sie nicht zurückhalten. Gehen Sie, holde Freundin! Gehen Sie und vergessen Sie den armen Francis Beveridge!"

„Francis Beveridge?" kam es überrascht von jenseits der Mauer.

„Ach, Sie haben mein Geheimnis erraten! Jawohl, das ist der Name des unglückseligsten aller Sterblichen!"

Nach diesen melancholischen Worten warf er das Zigarrenstümpfchen fort, holte sich eine andere Zigarre aus seiner Zigarrentasche hervor und biß die Spitze ab.

Als er ein Zündholz anzündete, fragte Lady Alicia erschrocken: „Hsch! Was ist das?"

„Mein Herz bricht", antwortete er, indem er die Zigarre anzündete.

„Sprechen Sie nicht so", sagte die Stimme, „es — es betrübt mich tief."

„Ach, Lady Alicia! Und von dem Troste, den ich aus der Betrübnis schöpfen könnte, trennen mich eine fünfzehn Fuß hohe Steinmauer und hunderte von zerbrochenen Bierflaschen!"

„Vielleicht", flüsterte zögernd die Stimme, „vielleicht können wir uns doch einmal wiedersehen!"

„Morgen nachmittags um vier?" fragte er kurz und bündig. Können Sie um diese Stunde in der Nähe der Auffahrt sein?"

Eine kleine Pause.

„Vielleicht", ließ sich die Stimme vernehmen.

In diesem Augenblick hörte Beveridge das Krachen eines Zweiges hinter sich, und als er sich umwandte, sah er in einer Entfernung von etwa zwanzig Schritten das unbarmherzige Gesicht Moggridges. An Geistesgegenwart und rascher Entschlossenheit fehlte es jedoch Beveridge nicht. Er nahm eine theatralische Gebärde an und deklamierte mit lauter Stimme, indem er zu den Wipfeln der Bäume emporblickte: „Er naht, ein Fremder naht! Jawohl, auf Wiedersehen, mein holdes Kind! Au revoir! Oh, brechend Herz, dem eine Hoffnung leuchtet — dann wieder undurchdringlich Dunkel!"

Moggridge war inzwischen nähergekommen.

„Ah, Moggridge, Sie!" rief Beveridge aus. „Guten Tag!"

„Zeit daß Sie zurückkommen, Mr. Beveridge", sagte Moggridge gelassen, worauf er zu sich murmelte: „Er ist doch verrückter, als ich glaubte. Wie er mit sich selber spricht! Ganz gut, daß ich auf ihn aufgegepaßt hab'."

(Fortsetzung folgt.)

— Langer Schlaf. „O Mama, heut' bin ich so müde, und weil wir gerade Ferien haben, könntest du doch erlauben, daß ich morgen erst übermorgen aufzustehen brauche."

Die Wette.

Von Walter Schuhmacher.

Punkt 12 Uhr mittags verließ Wilhelm Römer seine Wohnung. Sein Freund begleitete ihn. Beide waren sehr elegant gekleidet, und man sah ihnen an, daß sie der vornehmen Gesellschaft angehörten.

„Du mußt immer ungefähr zwanzig Schritte hinter mir bleiben," sagte Römer zu seinem Freund Robert Ritter. „Wenn die Gelegenheit kommt, gebe ich dir ein Zeichen. Dann kannst du heran."

„Die Gelegenheit wird nicht kommen. Also los, du hast blos zwei Stunden, punkt Zwei ist Schluß — vergiß das nicht."

„Gott bewahre! Also jetzt geht's los!"

Er ging unter den Linden entlang, Ritter folgte ihm in einiger Entfernung. Auf seinem eigentlich häßlichen Gesicht lag ein triumphierendes Lächeln. „Diesmal fange ich ihn," dachte er, „diesmal gewinnt Wilhelm gewiß nicht!"

Wilhelm Römer grüßte soeben eine Dame, die in einem Auto vorüber fuhr, nickte einem eleganten Bekannten zu und trat an eine ältliche Dame heran, die vor einem Schaufenster stand.

„Bitte, verzeihen Sie, meine Gnädige, wenn ich Sie belästige. Aber würden Sie wohl die Güte haben, mir fünf Franken zu leihen? Ich wäre ihnen herzlich dankbar und verpflichte mich, das Geld bis morgen zurückzuzahlen."

Die alte Dame sah ihn mit halb offenem Munde an.

„Fünf Franken? Wozu?" stammelte sie.

„Ich habe kein Geld bei mir — und man muß doch Mittag essen."

„Nein, ich kann Ihnen kein Geld borgen. Haben Sie keinen Freund, der es Ihnen leihen könnte? In meinem Leben ist mir so etwas noch nicht passiert."

„Es tut mir leid, Sie bemüht zu haben," erwiderte Römer, während er seinen Hut lüftete und weiter schritt.

Die Dame sah ihm noch eine Weile nach — es schien, als wollte sie sich anders besinnen — so ein hübscher, vornehmer Mensch mit so tadellosen Manieren! Aber dann wandte sie sich um. „Nein, heutzutage gibt es zu raffinierte Gauner — und fünf Franken sind fünf Franken." Aber sie war ordentlich stolz auf dieses Abenteuer, nun hatte sie doch wochenlang Stoff, um bei ihren Kaffeeschwestern zu erzählen.

Robert Ritter, der alles mit angesehen, kicherte heimlich in sich hinein. Es kam wirklich so, wie er erwartet.

Römer traf hierauf zwei Herren und seinen Bruder; er blieb einige Augenblicke stehen und plauderte mit ihnen, aber Geld zu borgen versuchte er nicht. Plötzlich sah er nicht weit von sich einen alten Herrn daherkommen. Er wußte auch, daß der alte Herr ihn kannte und daß er morgen abend in einer vornehmen Gesellschaft mit ihm zusammenkommen würde. Er ging auf ihn zu.

„Verzeihen Sie, mein Herr", sprach er ihn an, „es tut mir leid, Sie wegen einer solchen Kleinigkeit zu belästigen, aber würden Sie mir wohl fünf Franken leihen? Morgen bekommen Sie sie wieder."

„Ich habe gehört," versetzte der Oberst mit scharfer Stimme, „daß es Burschen von Ihrer Sorte gibt, aber gesehen habe ich bis jetzt noch keinen! Und wenn ein Polizist in der Nähe wäre, würde ich Sie verhaften lassen!"

„Ich bitte um Verzeihung," sagte Wilhelm und schritt weiter.

Nach diesem sprach er eine Dame an, die ihm fünf Franken leihen sollte. Sie sah ihn aus großen erschrockenen Augen an und floh entsetzt davon. Robert Ritter, der alles mit ansah, lachte über das ganze Gesicht. Die Zeit verging. Wenn Wilhelm bis zwei Uhr nicht von einer fremden Person auf der Straße fünf Franken geliehen bekommen hatte, verlor er seine Wette auf tausend Franken, die dann Robert gewann.

Wilhelm war ziemlich enttäuscht. Er war am Tage vorher bei einem exquisiten Diner die Wette eingegangen, daß er auf der Straße von einem ganz fremden Menschen fünf Franken geborgt bekommen würde, und zwar binnen zwei Stunden und ohne seinen Namen und seine Adresse zu nennen, einzig und allein auf sein vertrauenerweckendes, anständiges Aussehen hin. Er hatte dabei behauptet, er selber würde einem Menschen, der ihn auf der Straße anspräche, sofort ansehen, ob er ein ehrlicher Mensch sei oder nicht, und er würde im ersteren Falle die erbetenen fünf Franken borgen. Von seinem eigenen Standpunkte ausgehend, hatte er gemeint, andere Leute müßten ebenso denken und handeln wie er; man müsse ihm auf den ersten Blick ansehen, daß er ein ehrenhafter, anständiger Mensch sei.

Nun hatte er schon sieben Menschen um die fünf Franken gebeten und ohne Erfolg.

Jetzt blieb er stehen und wartete auf Robert.

„Weißt du, hier in den vornehmen Straßen ist das nichts. Ich gehe jetzt mal in die Geschäftsgegend, das heißt, wenn mich die Polizei nicht stört. Angedroht wurde mir das vorhin schon." Und er erzählte, was ihm passiert war. „Also bleibe wieder ein wenig zurück und bereite dich immer darauf vor, deine tausend Franken zu verlieren."

Der nächste, an den sich Wilhelm wandte, war ein junger Herr, der aus sehr guten Kreisen zu sein schien.

„Ich bitte um Verzeihung," sprach Römer ihn an. „Sie kennen mich zwar nicht, aber würden Sie mir wohl fünf Franken leihen? Ich schicke Ihnen das Geld zu, sobald ich nach Hause komme."

„Nein, das kann ich nicht," antwortete der junge Herr. „Sie sind elegant angezogen — eine Frechheit ist Ihr Ansinnen aber doch. Ich will jedoch mit Ihnen in ein Restaurant gehen und ein Glas Bier für Sie bezahlen."

„Sie mißverstehen mich", sagte Wilhelm. „Schenken sollen Sie mir nichts. Wenn Sie mir nicht fünf Franken leihen wollen, dann nützt es mir nichts. Ich bitte um Verzeihung."

Weiter schritt er.

„Und ich gebe Ihnen mein Wort," sagte dieser junge Herr am nächsten Abend, „daß ich nahe daran war, Ihnen die fünf Franken zu geben!" —

Ein paar weitere Versuche mit Damen fielen ebenfalls fruchtlos aus. Einige von ihnen hielten das Ansinnen Wilhelms für einen schlechten Scherz und waren empört. Außerdem braucht man sein Geld in der Stadt zu Einkäufen und nicht, um es dem ersten besten Menschen zu borgen.

Schließlich versuchte es Wilhelm bei einem behäbigen Herrn, der wie ein Landpastor aussah, so frisch und rund und wohlgenährt war er.

„Ich habe wohl schon gehört, daß in der Großstadt vornehm angezogene Leute einhergehen wie ein Graf oder ein Baron, ohne einen Nappen in der Tasche zu haben. Ueberrascht bin ich also nicht. Aber ich begreife so etwas einfach nicht. Es würde gewiß nicht zu Ihrem Besten sein, wenn ich Ihnen das Geld gebe."

„O doch", antwortete Wilhelm.

„Nein, nein, diese fünf Franken würden doch den Weg gehen, den Ihr anderes Geld genommen hat."

„Wie meinen Sie das?"

„Nun — spielen oder trinken!"

„Nein, mein Herr, gegen diesen Vorwurf muß ich protestieren."

„Na, na, es wird schon so sein. Doch kommen Sie mit mir in das nächste Café, da können Sie sich auf meine Kosten erquicken. Sie erzählen mir dabei, wie das alles gekommen ist, und dann werde ich sehen, was ich für Sie —"

„O danke, danke. Nein, ich verzichte. Adieu."

Abermals blieb Wilhelm stehen, erwartete seinen Freund und erzählte seine Erlebnisse.

„In dieser Gegend ist auch nichts los, Robert. Jetzt gehen wir einmal in den westlichen Stadtteil. Vielleicht habe ich da Glück."

„Du mußt dich beeilen, lieber Freund. Du hast nicht mehr viel Zeit. Diesmal verlierst du deine Wette, paß auf!"

„Das täte mir leid — ich verliere dabei mehr als das Geld. Ich glaube, es war Eitelkeit von mir. Ich dachte, ich sehe wie ein anständiger Kerl aus, der bei jedem Menschen Vertrauen erwecken muß — wenigstens für fünf Franken Wert."

„Ich sage dir, Wilhelm, und wenn ein Fürst oder sonst eine Finanzgröße von einem Fremden auf der Straße fünf Franken geborgt haben möchte — er bekommt sie nicht."

„Nun, wir werden ja sehen, noch habe ich Zeit."

Im westlichen Stadtviertel angelangt, begegnete Wilhilm dem Kammerdiener eines Bekannten. Der Mann trug die Nase ziemlich hoch und wollte wahrscheinlich für mehr gelten, als er war. Auch hier brachte der Baron sein Anliegen vor. Der Mann stellte viele Fragen, zögerte, fragte wieder, zögerte wieder. Aber schließlich weigerte er sich doch, die fünf Franken herzugeben.

Als Wilhelm auch diesem den Rücken gewandt hatte, hörte er nach einem Weilchen hinter sich rufen: „He, mein Herr, he! Einen Augenblick!"

„Sie wünschen?" fragte der Baron einen zerlumpt aussehenden, kleinen Mann, der einen Kasten mit Streichhölzern an einem Gurt trug, und der ihm nachgekommen war.

„Ich hörte Sie vorhin mit dem Herrn reden, und wenn Sie fünf Franken geborgt haben wollen, ich borge sie Ihnen."

„Das ist mir sehr angenehm," sagte Wilhelm freudig und winkte seinen Freund herbei.

Robert trat heran und machte ein bitterböses Gesicht.

„Der Mann hier," sprach Wilhelm, „hörte, wie ich vorhin den Herrn um ein Darlehen von fünf Franken bat. Er erklärt sich bereit, mir die fünf Franken zu leihen. Nicht wahr?" wandte er sich an den Alten.

„Gewiß, natürlich!" rief der alte Mann. „Ich weiß, wie einem zu Mute ist, wenn man kein Geld hat."

Dabei suchte er in seinen sämtlichen Taschen herum und zählte Münzen der verschiedensten Art zusammen, bis er fünf Franken hatte. Diese gab er Wilhelm.

„Ich danke Ihnen. Uebrigens, lieber Mann, hier haben Sie zwanzig Franken für Ihre Gefälligkeit. Und nun sagen Sie mir bitte, worauf sich Ihr Vertrauen stützte, daß Sie mir das Geld liehen?"

„Hm, ja mein Herr — also ich hörte doch, wie Sie vorhin mit dem glattrasierten Mann sprachen. Ihre ganze Art und Weise war nicht diejenige eines gewöhnlichen Menschen, vor allem nicht die eines Bettlers. Dann sah ich mir Ihre Kleidung genauer an. Davon kostet ein Meter Stoff einen ganzen Haufen Geld. Was mich aber am meisten stutzig machte, war, daß der Herr hier" — er deutete dabei auf Robert — „Ihnen immerzu folgte und Sie beobachtete. Da dachte ich mir, daß die Geschichte abgekartet sei — wahrscheinlich ein Jux oder so etwas — und ich meinte, vielleicht könnte ich dabei ein gutes Geschäft machen. Es handelt sich doch gewiß um eine Wette?"

Robert hatte sich inzwischen den Alten genauer besehen.

„Sie tragen ja Ihr Plakat auf der verkehrten Seite," sagte er plötzlich.

„Ja, hier ist nämlich nicht meine Geschäftsgegend. Es ist sozusagen meine Geschäftskarte," versetzte der Alte.

„Lassen Sie doch mal sehen," sagte Robert verdrossen.

„Na, ein so vornehmer Herr wie Sie, wird mich wohl nicht verraten," meinte der Alte mit scheuem Seitenblick. „Das Leben ist zu schwer — man muß sein Brot zu sauer verdienen." Er drehte das Plakat einen Moment lang um.

„Blind und taub" — stand darauf.

„Adieu, meine Herren," sagte der Alte und ging kichernd seiner Wege.

Eine Stunde später zahlte Robert dem Freunde die verlorenen tausend Franken.

„Danke schön," sagte Wilhelm, „das ist der Kaufpreis für viele meiner Illusionen."

Morgan und der Spitzenhändler.

Sehr oft verweilte Pierpont Morgan an Bord seiner Jacht „Columbia" in Venedig. Eines Tages trat an einen bescheiden gekleideten Herrn, der am Geländer der Jacht stand, ein sehr eleganter Herr heran und fragte, ob ihn Morgan wohl empfangen könnte. Der bescheiden gekleidete Jachtmann erwiderte etwas brummig, daß Morgan niemand empfange. Obwohl diese Antwort nicht gerade ermutigend war, zog der andere, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, ein kleines Päckchen aus der Tasche und zeigte, indem er sich in einem Mischmasch von Englisch und Italienisch verständlich zu machen suchte, seinem Gegenüber alte venezianische Spitzen, die nach seiner Behauptung einige tausend Lire wert sein sollten, Der Mann an Bord schien die Spitzen nur ganz oberflächlich zu betrachten und sagte dann noch unwirscher als zuvor, daß, soviel er wisse, Morgan diese Spitzen nicht kaufen würde. „Kann sein," entgegnete der andere gleichmütig, „aber ich meine, daß er, wenn er mich erst einmal empfinge, das Geschäft doch vielleicht machen würde." — „Dann kommen Sie in zwei Stunden wieder; aber ich fürchte, daß Sie nichts machen werden." — „Ich werde wiederkommen; und wenn Morgan wirklich so klug ist, wie man sagt, wird er die Spitzen sicher kaufen." — „Und wenn er trotzdem nichts kaufte?" — „Wenn er nichts kauft, soll ihn der Teufel holen!"

Zwei Stunden später fand der Mann mit den Spitzen wieder auf Deck und wünschte, zu Morgan geführt zu werden. Sein Wunsch wurde sofort erfüllt, und der Spitzenhändler sah, daß Morgan derselbe Mann war, mit dem er zwei Stunden vorher gesprochen hatte. Aber beide Männer taten, als ob sie sich noch nie gesehen hätten, und Morgan prüfte die Spitzen aufmerksam und mußte sich gestehen, daß sie wirklich wunderbar waren. Er fragte nach dem Preis; als er ihn wußte, sah er dem Spitzenverkäufer fest ins Auge und sagte: „Und wenn nun dieser Preis mir zu hoch vorkäme und ich nichts kaufte, was würden Sie sagen?" Der andere zögerte einen Augenblick und erwiderte dann: „Ich würde sagen, daß... wir uns schon vor zwei Stunden gesehen haben!" Morgan lachte und kaufte die Spitzen.

— Der Hauptmoment. Bäuerin (im Theater): „Du Alter, jetzt muß i erst a wenig a Nicker machen, wenns in der Komödie einander noch krieg'n, weckst mi aber." —

— Trost. „Du hast immer von einer Hochzeitsreise nach Italien gesprochen, und jetzt sitzen wir schon die dritte Wocke in München und trinken Bier."

„Beruhige dich, Kind, in Italien ist das Bier lange nicht so gut."

Eine lebende Blättermenge, die trocken 100 Pfund wiegt, verbraucht in einem Jahre bei Laubbäumen, je nach der Baumart, 25 bis 68 Pfund Wasser

Moderne Portia.

Interessante Verhandlung vor dem Londoner Straffenat.

Große Sensation erregte dieser Tage das Auftreten der Generalsekretärin eines englischen Antivivisektionsvereins vor einem Londoner Straffenat, wo die Dame, eine gewisse Lind of Hogeby, die schwedischer Abkunft sein soll, gegen den Arzt und Biologen Dr. Soleeby Klage führte, weil dieser in einem Zeitungsartikel der „Pall Mall Gazette" die Thesen der Klägerin als absurd und töricht und als lächerliches Weibergeschwätz hingestellt hatte. Vor Gericht hatte Frau Lind erklärt, daß sie ihre Sache persönlich führen werde, und als Klägerin wurde ihr nun zuerst das Wort erteilt. Sie machte von dieser Verfügung ausgiebig Gebrauch, denn sie sprach nicht länger als acht Stunden ohne Unterbrechung . . . . Auf die wiederholte Frage des Vorsitzenden, ob sie sich noch nicht ermüdet fühle, hatte sie stets nur die stereotype Antwort: „O nein, ich habe noch viel Material, das Gericht muß ganz genau informiert werden."

Im wesentlichen führte Frau Lind aus, daß sie zur Ueberzeugung gekommen sei, daß die Vivisektion nichts anderes als eine häßliche Tierquälerei darstelle, bei der nichts Gutes herauskomme. Sie verlas eine Menge Gutachten von Aerzten, die behaupteten, die Medizin könne ganz gut ohne Tierexperimente bestehen, da der menschliche Organismus einen ganz anderen Aufbau zeige, als der Körper anderer Lebewesen. Frau Lind sagte u. a.: „Das Krokodil ist gewiß kein besonders sympathisches Tier, aber ich habe ein solches Geschöpf im Pasteurinstitut gesehen, wo man ihm kaltblütig den Bauch aufschnitt und mit den hervorquellenden Eingeweiden experimentierte. Ich glaube kaum, daß die bei einem Krokodil gemachten Erfahrungen sich so unmittelbar auch auf den Menschen werden anwenden lassen. Ein rührend-grausiger Anblick bot sich mir auch in einem amerikanischen Laboratorium dar, wo eine operierte Hündin ihre blutigen Pfoten wie hilfeflehend dem unerbittlichen Chirurgen entgegenstreckte." Da Mrs. Lind mit ihren Ausführungen noch bis spät abends nicht zu Ende gekommen war, mußte die Verhandlung vertagt werden.

Der älteste Wein.

Den ältesten Wein der Erde birgt das Weinmuseum des großartigen Historischen Museums der Pfalz zu Speier, das am 22. Mai 1910 eröffnet und seinerzeit auch in der Kölnischen Zeitung eingehend gewürdigt wurde. Im Jahre 1867 grub man zu Speier in der Gewanne Rotschild einen mächtigen römischen Sarg aus grauem Sandstein aus. Beim Oeffnen fand man in diesem außer dem Skelett neben einer Anzahl zerbrochener eine wohlerhaltene Flasche, die unter verharztem Olivenöl hellen, weißen Wein enthielt, was durch eine Probe wissenschaftlich festgestellt wurde. Die Sitte, mit einer Schicht Olivenöl Wein zu bedecken, welcher in großen Flaschen in Kellern untergebracht wird, herrscht bekanntlich heute noch in Italien. Nach den Fundumständen entstammt der Wein etwa dem Jahre 300 n. Chr., hat also das ehrwürdige Alter von 1500 Jahren, das einzige noch nicht völlig abgestorbene Wesen des römischen Weltreichs. Die etwa 10 Zentimeter hohe zylindrische Flasche ist unter Glas luftdicht abgeschlossen und dürfte noch viele Jahrhunderte lang ihr Dasein fristen. Aus Kirchengrundsteinen lagern in dem Museum noch Weine aus den Jahren 1700 und 1765. Bei den pompejanischen Ausgrabungen fanden sich bekanntlich auch manche verkohlte und vertrocknete Lebensmittel, wie Brote, Feigen, Pasteten, Mandeln, Haselnüsse, mancherlei Hülsenfrüchte, auch Oele (aufbewahrt im Neapeler National-Museum), aber kein Wein; auch die großen Amphoren, welche heute noch im Keller der Casa Diomede in Pompeji stehen, enthielten bei der Aufdeckung des Gebäudes keinen Wein mehr, der Pfälzer Wein ist somit in gewissem Sinne der älteste Wein der Erde!

In genanntem Zimmer des National-Museums von Neapel befinden sich unter den Lebensmitteln auch einige Eier, d. h. unversehrte Kalkgehäuse von Eiern, deren Inhalt zergangen ist. Nördlich von den Alpen enthält das älteste Ei dieser Art das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz. Man fand es 1910 bei Ausgrabung des römischen Kastells am Zahlbacher Graben. Beim Zusammenbruch des Gebäudes hatte sich ein Tonkrug über das Ei gestülpt, und unter dieser Hülle blieb es vor Vernichtung bewahrt. Das Ei hat ungefähr dasselbe Alter wie der Speierer Wein. Wir möchten bei dieser Gelegenheit noch einmal auf das Historische Museum in Speier hinweisen und hervorheben, daß es kaum ein zweites Museum gibt, welches die gesamte Kultur einer geschlossenen Landschaft, von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart, so mustergültig vorführt, wie dieses. Das Weinmuseum, welches vornehmlich Gegenstände enthält, die zur Herstellung des Weines dienen (Kelter, Fässer, Flaschen u. a.), ist bis jetzt das einzige seiner Art.